

Kultur & Gesellschaft



Die Bergorte hoffen, dank der neuen Arbeitsformen die Städter öfter in die Höhe zu locken. Foto: Getty Images

Arbeitsplatz Alpendorf

Homeoffice Sie arbeiten mal zu Hause, mal in einer Ferienwohnung: Corona macht immer mehr Menschen zu «lokalen digitalen Nomaden». Bergdörfer wittern eine Chance, kalte Betten zu reduzieren.

Tina Huber

Homeoffice wird zu den neuen Realitäten gehören, die uns von dieser Krise bleiben, wenn sie denn einmal überstanden ist. Gut so – die Pendlerei vermisst niemand, und das Grossraumbüro kann auch richtig nerven. Andererseits: Irgendwann hat man es satt, ständig in der eigenen Wohnung zu arbeiten. Und in der Regel hat man entweder Kinder oder seine Ruhe, aber selten beides. Manche sind deshalb im Frühjahr dazu übergegangen, einige Tage oder Wochen aus ihrem Ferienhaus zu arbeiten, verlegten ihr Heimbüro kurzerhand in die Lenzerheide oder an den Neuenburgersee. Homeoffice, aber nicht zu Hause.

Sie setzten damit im Kleinen jenes Modell um, das unter dem Stichwort Digitales Nomadentum zum Hype geworden ist: Arbeiten von der ganzen Welt aus. Es gibt Menschen – sie sind Programmierer oder Grafikdesignerinnen oder Texter –, die jahrelang als Rucksackunternehmer um die Welt reisen; die Hotspots sind Bali, Chiang Mai, Medellín und Lissabon. Klingt traumhaft, aber auch sehr anstrengend.

Bergell statt Bali

Andere haben sich für eine Light-Version dieses Lebensstils entschieden: zwei Monate in der Schweiz, zwei Monate im Ausland. Das erlaubt, einen Freundeskreis zu pflegen und einen Rückzugsort in der Heimat zu haben, wenn die Reiserei zu anstrengend wird.

Adrian Schimpf ist einer dieser Teilzeitnomaden. In den vergangenen zwei Jahren hat der 36-jährige auf der ganzen Welt gearbeitet; je ein paar Wochen in Vietnam,

Malaysia, Japan, Ecuador, Kalifornien, Hamburg, Marokko oder auf Gran Canaria. Zusammen mit seiner Partnerin führt er eine Digitalagentur, sie haben eine Wohnung in Zürich und treffen sich regelmässig im Ausland. Seit Januar und dem Ausbruch der Corona-Pandemie aber hat Schimpf die Schweiz praktisch nicht mehr

«Wir sehen grosses Potenzial in den neuen Arbeitsformen.»

Andres Lietha
Tourismusdirektor Engelberg

verlassen. Dafür sucht er sich nun Arbeitsorte in der Nähe, war in Klosters und in Südtirol, der Heimat seiner Partnerin.

Ein paar Wochen hier, ein paar Wochen dort arbeiten – aber immer in der Nähe bleiben: Gut möglich, dass dies ein Modell mit Zukunft ist. Ein lokales digitales Nomadentum. Laax statt Laos, Bergell statt Bali. Das prognostiziert Lorenz Ramseyer, Präsident des Vereins Digitale Nomaden Schweiz. Nicht nur, weil jene, die bisher um die Welt jetteten und ständig woanders arbeiteten, wegen der Pandemie ihren Radius einschränken müssen (was nebenbei auch dem Zeitgeist besser entspricht). Sondern auch, weil gerade viele Angestellte – und Chefs – erkennen, wie viele Aufgaben sich im Homeoffice erledigen lassen.

«Das Vertrauen ins digitale, ortsunabhängige Arbeiten ist gewachsen», sagt Ramseyer. Wir er-

reichen ihn in Südfrankreich, dort wohnt er mit Lebenspartnerin und Sohn, bis ihn die Pandemie weiterziehen lässt. Seit 14 Jahren hat er kein festes Büro mehr, lange Zeit war er Teilzeitnomade mit 40-Prozent-Festanstellung in der Berufsbildung. Heute führt er seine Agentur für digitales Arbeiten vollständig von unterwegs, selbst seine Dozententätigkeit an einer Zürcher Hochschule erledigt er über den Bildschirm.

Er rechne nun damit, sagt Ramseyer, dass sich mehr Arbeitnehmer sagen: «Wenns im Homeoffice geklappt hat – warum probiere ich nicht aus, ob das an einem anderen Ort funktioniert?» Zum Beispiel in den Bergen. Man findet dort vieles, was es für einen produktiven Arbeitstag braucht: Ruhe, wenig Ablenkung, Skipisten und Wanderwege für freie Tage und Feierabend. Es wäre auch im Interesse vieler Tourismusdestinationen, würden Städter ihr Homeoffice in den alpinen Raum verlegen. Andres Lietha, gebürtiger Bündner und seit Anfang Jahr Tourismusdirektor von Engelberg, sagt: «Wir sehen grosses Potenzial in den neuen, ortsunabhängigen Arbeitsformen. Es ist eine Chance, Zweitwohnungen besser auszulasten.»

Fast zwei von drei Immobilien im Obwaldner Ferienort sind nicht dauerhaft bewohnt. Im Sommer hat Lietha jedoch beobachtet, dass Eigentümer vermehrt von ihrer Zweitwohnung aus arbeiteten: «Fünf Tage die Woche in Engelberg und dann noch zwei Tage die Woche zurück ins Büro – dieses Modell hat während Corona enorm Schub bekommen.» Lietha will nun mit einer Umfrage klären, welche Infrastruktur Engelberg als Arbeitsort attraktiv macht. «Für uns ist

dies eines der interessantesten Projekte der nächsten Jahre. Die Vermischung von Freizeit und Arbeit hat durch Corona stark an Dringlichkeit gewonnen.»

In anderen Tourismusdestinationen ist man schon weiter. In vielen Bergorten sind in den letzten Jahren Gemeinschaftsarbeitsplätze – sogenannte Co-Working-Spaces – entstanden; etwa in Adelboden, Laax, Davos, Samedan oder Scuol. Bruno Kaiser von der Genossenschaft Village Office – ihr Ziel ist es, das Schweizer Co-Working-Netz bis in die Randregionen auszudehnen – sagt: «Indem Bergdörfer gemeinschaftliche Arbeitsplätze schaffen, versuchen sie, kalte Betten zu vermeiden und der Abwanderung entgegenzuwirken.»

Start-up-Atmosphäre vor Gipfelpanorama, das klingt werbeprospektmässig gut. Allerdings

Arbeiten vor Bergkulisse

Kaffeekapseln, WLAN und neue Kontakte inklusive: Wer nicht in seiner Ferienwohnung arbeiten möchte, kann in immer mehr Tourismusdestinationen auf Gemeinschaftsbüros zurückgreifen. Die Genossenschaft Village Office bietet auf einer Schweizer Karte eine gute Übersicht. An manchen Orten kann Arbeiten und Übernachten mittels Partnerhotels kombiniert werden, etwa in Verbier (The Big Ride) oder in Zermatt (Pura Worka). Klassische Co-Livings – also alles unter einem Dach – gibt es in Grimentz (Swiss Escape) oder in Klosters (Outside). Ein Hotel abseits der grossen Städte, das auf ortsunabhängiges Arbeiten ausgerichtet ist, ist beispielsweise das Z Aeschried am Thunersee. (thu)

bedingt das mehr als ein paar ergonomische Bürostühle und leistungsfähiges WLAN. Erstens rentiert ein Co-Working nur, wenn es auch Ortsansässige nutzen, wie Bruno Kaiser sagt. Zweitens definiert sich Arbeit auf dem Land klassisch über das Gewerbe, der Graben zur Gründerszene ist gross. «Wir hoffen, dass sich in Zukunft dank digitalen Nomaden aus den Städten die beiden Arbeitsmentalitäten vermischen», sagt Kaiser.

Nach Feierabend wandern

Noch einen Schritt weiter gehen sogenannte Co-Livings. Das sind Chalets oder Zimmer, in denen digitale Nomaden als Kreativ-Wohngemeinschaft auf Zeit wohnen und nebeneinander arbeiten. Man kann sie in der Schweiz noch an einer Hand abzählen, und sie werden vor allem von ausländischen – und gut verdienenden – Gästen gebucht; was wohl auch daran liegt, dass sie pro Monat ungefähr so viel kosten wie eine mittelgrosse Wohnung in Zürich.

Im Walliser Ferienort Grimentz eröffnete vor vier Jahren ein Co-Living, es verbringen da australische Autoren oder Ghostwriter aus dem Silicon Valley kreative Auszeiten in den Bergen. Nach der Arbeit macht man zusammen Yoga oder geht wandern. Damit soll digitalen Nomaden das ersetzt werden, was sie für ihre Freiheit aufgeben: Arbeitskollegen, ein soziales Netz.

Das weiss Michael Hörnlmann, selbstständiger Webdesigner. Er hat in 16 Ländern auf der ganzen Welt gearbeitet. Jetzt bleibt er erst mal in der Schweiz, nicht nur wegen Corona. Er will seinen ökologischen Fussabdruck reduzieren.

Tracey Emin spricht über ihre schwere Krebserkrankung

Hoffnung auf Genesung Mit einem ungemachten Bett voller Flaschen, Kondome und Schwangerschaftstests gewann Tracey Emin im Jahr 1999 den Turner Prize, Grossbritanniens wichtigsten Kunstpreis. Ihre Kunst handelte immer von ihrem Körper, ihrer Sexualität, ihrer Vorstellung von Liebe. Ihr offenes, geradezu entwaffnendes Bekenntnis zu Gustave Courbets «L'Origine du Monde», das sie 2014 anlässlich einer Podiumsdiskussion in der Fondation Beyeler in Riehen einfach als «echt, sexy und einladend» bezeichnete, ist in bester Erinnerung. Sie geniesst als Mitglied der Royal Academy allerhöchste Anerkennung in ihrem Land.

Letzte Woche nun berichtete die 57-jährige Künstlerin in einem Interview in der «Sunday Times», dass sie an Krebs erkrankt sei. Im Frühjahr diagnostizierten die Ärzte bei ihr einen aggressiven Tumor in der Blase, der sich schon weit ausbreitet hatte. Im Sommer folgte eine Operation. Zurzeit befindet sie sich in Rekonvaleszenz in ihrem Haus in Spitalfields, London. Wie wenn die Künstlerin zeigen wollte, dass dieser Krebs ihrer Kunst nichts anhaben könne, ist dieser Tage eine Ausstellung in der Galerie Xavier Hufkens in Brüssel eröffnet worden. Eine weitere folgt Mitte November in der Royal Academy in London.

Gegenüber der «Sunday Times» erzählt die Künstlerin mit grosser Offenheit über ihre Krankheit. Es habe sich um ein sehr schnelles und sehr aggressives Plattenepithelkarzinom gehandelt. «Ein wirklich schlimmer



Tracey Emin im Jahr 2017 vor ihren Kunstwerken. Foto: Getty Images

Krebs», sagt sie. Ihre Ärzte hätten ihr die Blase, die Gebärmutter, die Eileiter, die Eierstöcke, einen Teil ihres Dickdarms, ihrer Harnröhre und einen Teil ihrer Vagina entfernt. In dem Interview sagt sie: «Die Ärzte wollten meine Klitoris entfernen, aber ich stoppte sie. Sie liessen sie mir.» Am Ende des Interviews gibt sie ihrer Hoffnung Ausdruck, dass sie Weihnachten erleben und noch einmal in Venedig ausstellen könne.

In Zeitungen und in den sozialen Medien wurde die Künstlerin gelobt für die Offenheit, mit der sie über diesen relativ häufigen Krebs spricht. In Grossbritannien handle es sich um den Krebs, der am zehnthäufigsten vorkomme, wird die Organisation Action Bladder Cancer UK im «Guardian» zitiert. Die Hälfte der 5200 Personen, die pro Jahr daran erkrankten, würde daran sterben. Mit ihrer Offenheit helfe Tracey Emin all jenen Frauen, die Symptome verspürten, diese richtig einzuordnen, stellt eine Künstlerin fest. Denn Blasenkrebs sei nicht nur eine Krankheit, die alte Männer und starke Raucher befalle, sondern durchaus auch Frauen, deren Schmerzen fälschlicherweise oft bloss als typische «Frauenleiden» diagnostiziert würden.

Christoph Heim